

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Karahasan, Dževad
Sara und Serafina

Roman

Aus dem Serbokroatischen von Barbara Antkowiak

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4521
978-3-518-46521-9

suhrkamp taschenbuch 4521

Ein junges Paar soll mit Hilfe gefälschter Taufdokumente aus dem belagerten Sarajevo herausgebracht werden. Die Aktion scheitert. Die beteiligten Retter werden von Schuldgefühlen gequält. Serafina, die Mutter, kann den Verlust ihrer Tochter und die Zerstörung einer Liebe nicht ertragen und beschließt zu sterben. Knapp zwanzig Minuten liegen zwischen Anfang und Ende des Romans, doch die wie in einer Zeitspirale erzählte Geschichte reicht zurück bis ins Jahr 1942, als Serafina, die sich Sara nannte, ihrer jüdischen Freundin nach Auschwitz folgen wollte.

Dževad Karahasan, der neben Ivo Andrić bedeutendste poetische Chronist Bosniens, hat Zauber und Tragik seiner Heimatstadt nie unerbittlicher dokumentiert als in diesem Buch.

Dževad Karahasan, 1953 in Duvno/Jugoslawien geboren, Erzähler, Dramatiker und Essayist. Die Belagerung Sarajevos war auch Thema seines in zehn Sprachen übersetzten *Tagebuchs der Aussiedlung* (1993), des Romans *Schahrijâr's Ring* (1997) und der *Berichte aus der dunklen Welt* (2007). Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung 2004. Dževad Karahasan lebt in Graz und Sarajevo.

Dževad Karahasan
Sara und Serafina

Roman

Aus dem Serbokroatischen
von Barbara Antkowiak

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
Sara i Serafina bei Durieux, Zagreb.

Die vorliegende Übersetzung erschien erstmals
im Jahr 2000 bei Rowohlt · Berlin.
Copyright © 2000 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH,
Berlin.

Umschlagfoto: Imka Heiß

Erste Auflage 2014
suhrkamp taschenbuch 4521
Suhrkamp Verlag Berlin 2014
Copyright © 1999 by Dževad Karahasan
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46521-9

Sara und Serafina

Die Farbe der bronzenen Schatten

»Die Menschen verbringen ihr Leben auf Erden im Schatten von Bronzefiguren«, sagte mein Freund Albert Goldstein. Wir saßen im Wiener Café des Hotels »Europa«, umgeben von dem Stimmengewirr, das dort immer herrschte, zumindest damals, während unseres Gesprächs, Mitte der achtziger Jahre. »Mit Bronzefiguren meine ich die Denkmäler«, sagte er, »jene Symbole eines politischen Wertesystems, die einen notwendigen Bestandteil jeder gesellschaftlichen Ordnung bilden. Ohne Staat keine Denkmäler, ohne Denkmäler kein Staat. In den Bronzefiguren beziehungsweise Denkmälern sehe ich daher die Bedeutung all dessen versammelt, was mit der Institutionalisierung der menschlichen Gesellschaft zu tun hat, also mit Staat im weitesten Sinne. Du stimmst mir doch hoffentlich zu?

Der Mensch produziert seine Bronzefiguren, das heißt die Institutionen beziehungsweise den Staat nicht anders, als er Schweiß, Urin und Kohlendioxid produziert – aus einer naturhaften Notwendigkeit heraus. Das wird so bleiben, solange der Mensch ein furchtsames und geselliges Wesen ist, also immer und ewig. Wenn du weder schwitzt noch pisst, existierst du vielleicht, aber leben tust du nicht. Und wenn ihr keine Bronzefiguren herstellt, mögt ihr zwar irgendwie am Leben sein, aber Menschen seid ihr keine, sondern irgendwie eine andere Art Geschöpf. Ich behaupte, dass der Zusammenhang

zwischen Staat und Gesellschaft tief und unausweichlich ist, und ich behaupte auch, dass sich daran so wenig ändern lässt wie an der Tatsache, dass in der Reihe der Primzahlen die Sieben nach der Fünf kommt.

Stellen wir uns folgendes Experiment vor: Wir schicken fünf Menschen aus verschiedenen Weltgegenden auf eine einsame Insel und überlassen sie dort sich selbst und der Natur. Diese Menschen kennen einander nicht, sie haben keine gemeinsame Sprache, keine gemeinsame Vorstellung von Hierarchie, Ordnung, Arbeit. Ich weiß nicht, ob es je so ein Experiment gab, aber ich bin hundertprozentig sicher, wie es ausgehen würde, falls diese Menschen überlebten – und sie haben überlebt, sie überleben immer, Robinson hat überlebt, die Menschen können sogar ihre eigenen Taten überleben, und menschliche Taten sind zweifellos schlimmer als alles, was die Natur je anrichten könnte. Ich bin völlig sicher, dass unsere Leute auf ihrer einsamen Insel eine Art Zeichensystem zur Verständigung und damit Schatten von Bronzefiguren hervorbringen würden. Im Kampf ums Überleben, im Bemühen um Verständigung würden sie eine Gesellschaft schaffen und mit ihr Hierarchie, Arbeitsteilung und Kompetenzen, bestimmte Verhaltens- und Beziehungsmodelle, die für alle verpflichtend wären, sie würden also all das erschaffen, was man mit der Metapher der Bronzefiguren ausdrücken könnte. Unsere ausgesetzten Inselmenschen wären sich dessen wahrscheinlich gar nicht bewusst, aber sie hätten nicht anders gekonnt, als über und um sich herum bronzene Schatten zu erzeugen, als hätten sie sie ausgeschwitzt.«

Ich stimmte meinem Freund nicht zu, aber ich widersprach ihm auch nicht, denn in meinem Leben hatte es

so viele Bronzefiguren gegeben, dass ich meine Privatgespräche mit ihnen verschonen musste. Außerdem lässt sich das Experiment, von dem Albert sprach, nicht mehr durchführen, weil es keine einsamen Inseln mehr gibt, auf denen man Menschen der Natur aussetzen könnte; das Verschwinden der einsamen Inseln war eines der ersten Anzeichen dafür, dass die Welt nach und nach ihrer Geheimnisse beraubt werden würde. Und eine Welt ohne Geheimnisse, ohne einsame Inseln, eine Welt, in der kein Abenteuer mehr möglich ist, erschien mir damals wie eine einzige riesige Bronzefigur, die auf alles ihren Schatten wirft, sodass ich mich selbst und das, was mir lieb war, vor ihr zu schützen suchte. Deshalb konnte ich Albert nicht zustimmen, doch ich schwieg und rauchte und verfolgte, wie sich seine Worte in der schweren Luft des überfüllten Cafés mit dem Rauch vermischten, mit Geschirrkloppern und Stimmengewirr, und in jene Geräuschkulisse eingingen, die stets im Wiener Café des Hotels »Europa« herrschte, wo wir damals saßen. Und wie sie sich mit alldem vermischt hatten und so diffus geworden waren, dass der Teppich sie wie alles andere schlucken konnte, hatte auch ich die Gedanken meines Freundes über die Bronzefiguren und ihre schicksalhafte Verbindung mit der menschlichen Natur einfach vergessen.

Sie fielen mir während eines Gesprächs mit meinem Freund Dervo Perina etwa zehn Jahre später wieder ein, an einem eisigen Februartag 1993, jenem Tag, den ich nicht vergessen kann und von dem ich wünschte, er wäre nie angebrochen, denn an diesem Tag haben wir Sara verloren.

Dervo war gerade zurück »vom Terrain«, wie er den

Aufenthalt an der Front nannte, das heißt zurück aus den Kämpfen (denn eine Front soll es in diesem Krieg nicht gegeben haben), und erzählte mir, was er gesehen, erlebt, gewünscht und gedacht hatte dort drüben in der wirklichen Welt außerhalb Sarajevos. Dabei muss das Wort »Experiment« gefallen sein, wahrscheinlich in einem Kontext, der Alberts damalige Worte aus dem Vergessen riss, obwohl sie längst, bis zur Unkenntlichkeit mit Rauch, Geschirrkloppern und Stimmengewirr vermischt, in den Teppichen des Hotels »Europa« verschwunden sein sollten. Im Zusammenhang mit dem Experiment muss Dervo auch eine Insel erwähnt haben, oder durch seine Beschreibung muss in mir das Bild einer Insel aufgetaucht sein, oder, was aber kaum wahrscheinlich ist, Dervo hat nur einen Augenblick lang mit Alberts Stimme gesprochen, in der sich Müdigkeit und Nervosität so unnachahmlich mischten – ich weiß es wirklich nicht, aber ich weiß, dass das Wort »Experiment« und einige Details aus seinem Kontext in mir die Erinnerung an Alberts Geschichte von den Bronzefiguren wachrief.

»Irgendjemand führt ein Experiment mit uns durch, Professor«, sagte Dervo, und seine Worte hallen noch heute in mir nach. »Jemand, der unheimlich mächtig ist, führt irgendein Experiment am lebendigen Leibe und mit unserem beschissenen Leben durch. Da bin ich mir hundertprozentig sicher, Professor, das ist es, nichts anderes.«

So war es. Bei diesen Worten, bei Dervos Ausbruch stiegen Alberts Bronzefiguren in mir auf und mit ihnen die Stimmen, Geräusche, Gerüche, all das Vertraute und Unwiederholbare, die Atmosphäre des Hotels, das ich so liebte und in dem ich nie wieder sitzen werde.

»Schon wieder Bronzefiguren?«, fragte ich zusammenhanglos, gepackt von der plötzlichen Erinnerung, gegen die ich mich nicht wehren konnte noch wollte, obwohl ich gar nicht richtig wusste, was mit ihr anfangen.

»Ich weiß nicht, was für Figuren, aber dass sie riesengroß sind und uns verarschen, das weiß ich genau«, antwortete Dervo.

Ich versuchte, in seiner Stimme Hass, Verzweiflung oder Resignation zu entdecken, eine jener Empfindungen, die mich in diesen Tagen beherrschten, ich versuchte also, mich zu überzeugen, dass es anderen auch so ging wie mir. Vergebens. Über das große Experiment, das jemand an seinem Leib und Leben durchführte, sprach er ruhig und konzentriert wie über das Wetter und die Familie, über Karate und den Fußballstar Asim Ferhatović. So wie Dervo eben redet. Ich fragte ihn, ob das bedeute, dass wir die Stadt verlassen und so den Fehler vom April 1992 korrigieren sollten, als wir beschlossen hatten, im belagerten Sarajevo zu bleiben.

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte Dervo.

»Mein Gott, weil wir nur Ratten sind, wenn du Recht hast«, antwortete ich. »An Ratten werden Experimente durchgeführt, nicht an Menschen!«

»Jeder ist für irgendwen eine Ratte, Professor. Das war immer und überall so. Das wird auch dort so sein, wohin du gehen würdest, keine Sorge. Der einzige Unterschied wäre, dass du dort, falls du Karriere machen und ein Bedürfnis nach Ratten verspüren solltest, deine Ratten bekommen würdest. Ein netter Gedanke! Mir reichen die Viecher bei uns im Keller der Polizeistation.«

»Wir berauschen uns daran, dass wir unsere Häuser und Familien, unsere Freundschaften und unser gutes

Recht auf diese Freundschaften verteidigen, aber in Wirklichkeit sind wir Ratten, die von einem gleichgültigen Subjekt observiert werden. Das kannst du doch nicht zulassen«, tobte ich, weil mich die Welt bitter und Dervos Ruhe verrückt machte. »Das darfst du nicht hinnehmen, wenn du noch einen Funken Menschenwürde in dir hast.«

»Deine Subjekte sind mir schnurz, Professor. Ich verteidige mein Haus und meine Familie, alles Übrige schert mich nicht, schon gar nicht, wie mich jemand sieht. Meine Aufgabe ist es, mein Haus und meine Familie gegen die Umstände zu verteidigen, und ich frage nicht, ob diese Umstände die Tschetniks sind, der geringe Lohn, jemand, der mich für eine Ratte hält, oder sonst irgendwas.«

»Aber sie halten dich für eine Ratte und haben dich de facto zur Ratte gemacht«, schrie ich ihn an. »Das kannst du dir doch nicht antun, Mensch.« Ich wurde immer wütender.

»Das ist ihre Sache«, erwiderte Dervo mit unerschütterlicher Ruhe. »Ihre Sache ist, was sie sehen und wie sie es betrachten, und meine Sache, was ich tue und wie ich mich verhalte. Wenn ich mich wie ein Mensch verhalte, dann bin ich es auch, egal, wie sie mich sehen und in ihren Büchern führen. Und wenn ich mich wie eine Ratte verhalte, dann bin ich es auch, selbst wenn mich die ganze Welt als großen Menschen feiert. Ich kann die Umstände nicht bestimmen, denn das ist nicht meine Aufgabe, ich kann mich nur unter diesen Umständen verhalten: Das ist meine Aufgabe und sie entspricht meiner Natur.«

Hier biss ich mir auf die Zunge, um meinen Zorn, meine Gereiztheit und meinen Neid, all das, was ich die

dunkle Seite meiner Freundschaft mit Dervo nenne, zurückzuhalten. Diese Freundschaft bedeutete mir viel, ich darf sagen, dass Dervo in den Kriegstagen mein bester Freund gewesen ist, ja viel mehr als ein Freund. Aber fast bei jeder Begegnung, und die gab es täglich, wenn Dervo nicht im Kampf war, kam etwas Hässliches zum Vorschein, ein emotionaler Wirrwarr aus Neid und Verachtung, Intoleranz ihm gegenüber und Wut auf mich selbst, weil ich ihn und seine Freundschaft brauchte. Daran hat sich seit ihrem Beginn nichts geändert.

Wir hatten uns Mitte Juli 1992 kennen gelernt. Dervo war stellvertretender Chef der Polizeistation in Marindvor, also eine der wichtigsten Persönlichkeiten unseres Viertels in der Kriegszeit, und ich als Besitzer eines von zwei Holz- und Kohleherden im selben Viertel galt hier ebenfalls als eine der wichtigsten Persönlichkeiten, obwohl ich kein Kämpfer war. Aber was uns zusammenführte, war nicht das gesellschaftliche Ansehen, sondern die Tatsache, dass Dervo Mitte Juli ein paar Tage Urlaub bekam. Das bedeutete, dass er diese Tage nach Buća potok, eine der in den sechziger Jahren in so genannter wilder Bauweise entstandenen Vorstädte, gehen und nach wer weiß wie langer Zeit (vielleicht sogar schon seit Kriegsbeginn im April, denn Marindvor war besonders bedroht) wieder bei seiner Familie sein konnte. Und so kam er zu uns, um ein Brot backen zu lassen, das er nach Hause mitnehmen wollte. Irgendwo hatte er sich Mehl und Hefe besorgt, aus der Polizeistation einen Kanister Wasser mitgenommen und all das einer Nachbarin gebracht, die den Teig knetete, und nun sollte bei uns gebacken.

Während H. (meine Frau) das Brot backte, haben Dervo und ich uns kennen gelernt und versucht, miteinander ins Gespräch zu kommen. Wir versuchten es wirklich, aber das Gespräch wollte nicht in Gang kommen, weil sich Dervo viel zu sehr auf das Wiedersehen mit seiner Familie freute, um mit einem Unbekannten reden zu können. Diese Freude auf das Wiedersehen mit der Familie war wieder typisch für Dervo (das kann ich heute sagen, wo ich auf diese Ereignisse zurückblicke), seine Freude richtete sich auf einen Punkt, eine Einzelheit, die dann seine ganze Aufmerksamkeit gefangen nahm und zum einzigen Gegenstand seines Interesses wurde. Diesmal war es das Brot, das er hatte beschaffen können und das seine Frau überraschen und freuen würde. Oder um es noch genauer zu sagen: All seine Freude, sein Stolz, der Aufenthalt zu Hause und das Wiedersehen mit der Familie, all das Wunderbare versammelte sich in einem Bild, dem Antlitz seiner Frau, wenn sie das Brot in Händen halten würde, ein Bild, das Dervo vor seinem inneren Auge sah und von dem er sich einfach nicht losreißen konnte (oder wollte?).

Er hat sich wirklich bemüht, mit mir ins Gespräch zu kommen, er hat sich übrigens viel mehr darum bemüht als ich, aber ständig unterbrach er sich selbst mit einem Lachanfall oder einer Bemerkung über seine Frau. »Die wird staunen!«, rief er und schlug sich auf die Schenkel. Oder er hielt unmittelbar nachdem er einen gut formulierten Satz ausgesprochen hatte, inne, schüttelte den Kopf und rief: »Ach, mein Professor, wenn du wüsstest, wie es ist, wenn sie die Augen aufreißt!« Dann fuhr er fort, die »Situation zu analysie-

ren«, wie wir damals die Gespräche über den Krieg nannten, unterbrach sich mitten im Satz und fragte lachend: »Und wenn ich ihr sage, dass das Brot von den Tschetniks ist? Dass ich es erbeutet habe? Würde sie es essen? Was meinst du, Professor? Ob sie erbeutetes Brot essen würde?« Immer neue und immer verrücktere Antworten auf die vermutete Frage seiner Frau nach der Herkunft des mitgebrachten Brotes zu erfinden war eine zu große Versuchung für Dervo, als dass sein Wunsch, bei den neuen Bekannten eine gute Figur zu machen, sich hätte erfüllen können. Die restliche Zeit lachte er, oder er erfand immer überspanntere Geschichten, wie er sich das Brot beschafft hatte, und als das Brot gebacken war und er sich verabschieden wollte, fiel ihm ein, dass er sich nicht wie ein würdevoller Mensch und Kämpfer verhalten hatte, er versuchte sich mit der Erklärung zu entschuldigen, dass er einmal »eigens dafür« kommen würde, um mit mir die Situation zu analysieren. Dann eilte er davon. Ich war ihm dankbar – bin es auch heute noch – für die Freude, für sein Lachen, für all das Gute, das mit ihm in unser Haus kam. Mit seinem ersten Besuch bei uns schenkte Dervo meiner Frau und mir viele Stunden des schönen Gesprächs, was in diesen Zeiten unendlich viel bedeutete.

Nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub kam Dervo kurz vorbei, um uns Äpfel aus dem Garten zu bringen. Noch am selben Tag zog er in den Kampf (»aufs Terrain«, wie er es nannte). Aber gleich nachdem er seinen Posten in der mir unmittelbar benachbarten, zugleich als Kaserne dienenden Polizeistation wieder bezogen hatte, erfüllte er sein Versprechen und kam bei mir vorbei, »ei-

gens für eine Analyse der Situation«. So entwickelte sich unsere Freundschaft, durch die ich Dervo besser kennen lernte und die es mir leichter machte, mein Los zu ertragen.

Wenn ich ihn kurz und präzise beschreiben müsste, würde ich sagen, dass Dervo ein äußerst ruhiger und konzentrierter Mensch ist. Nach der ersten Begegnung, die in jeder Hinsicht außergewöhnlich war, hat er sich nie wieder, auch ungeachtet der konkreten Situation und des Gesprächsthemas, irgendeine Aufregung anmerken lassen, es sei denn, er sprach über das Tauchen. Das Tauchen und die Taucherausrüstung konnten seine Selbstbeherrschung völlig außer Kraft setzen: Sein Gesicht und seine Bewegungen verrieten Erregung, ja Leidenschaft (die Unterwasserwelt hatte er als junger Polizist bei der Spezialausbildung kennen gelernt und sich ihr ganz und gar verschrieben, wozu nur Menschen von seiner Seelenruhe fähig sind). Wenn er über das Tauchen sprach, sei es prinzipiell oder über eine konkrete Erinnerung, wusste ich, dass es ihm schlecht ging. Es geschah, wenn er im Kampf einen guten Freund verloren hatte oder die Kämpfe sehr schwer gewesen waren. In unserem Gespräch, wenn er sich über seine Leidenschaft auslassen konnte, die ihn angeblich beruhigte, erneuerte er seine Energie und sein Vertrauen in die Welt, er erneuerte die Fähigkeit, sich zu freuen und überhaupt wieder etwas zu empfinden. Über alles andere sprach er ruhig, ziemlich leise und mit einer Konzentriertheit, die ich bei jedem anderen Besessenheit genannt hätte. Den Gegenstand des Gesprächs isolierte er vom Rest der Welt und widmete sich ihm dann so intensiv, wie es

überhaupt möglich ist, als hinge sein Schicksal, ja, als hinge das Schicksal der Welt davon ab, dass er diesen Gegenstand vollständig begriff und alles über ihn erfuhr, was man nur erfahren konnte. Er konzentrierte sich auf diesen Gegenstand, als existierte nichts anderes mehr, als wäre etwas anderes gar nicht möglich und als hätte Gott ihn, Dervo, für nichts anderes auf der Welt geschaffen.

Wenn ich heute über Dervo nachdenke, mich an diese Zeit erinnere, die wir gemeinsam verbracht haben, mir einzelne Situationen, Gespräche, winzige Details ins Gedächtnis rufe in der Hoffnung, meinen Freund und unsere Freundschaft zu verstehen, wenn ich also heute über Dervo nachdenke, würde ich sagen, dass es sich bei ihm weniger um Konzentration im landläufigen Sinne handelte – jene erworbene Fähigkeit, sich unabgelenkt auf etwas Gegebenes zu richten – als um sein Weltempfinden, also das in uns, wo sich Charakter und Erziehung beziehungsweise Erfahrung begegnen und durchdringen. In seinem Weltempfinden, in der Art seines Denkens und Fühlens, in seinem Ton und Umgang mit Menschen, in seiner Auffassung des Sports, in seinen musikalischen Vorlieben wie in seiner Erotik ist Dervo ein altmodischer Alleskönner, einer von denen, die man in Bosnien seit der österreichischen Okkupation *dundjeri* nannte und in den Kreisen der neuen gesellschaftlichen Elite nach dem Zweiten Weltkrieg schlicht Hausmeister. Wenn Sie je einen solchen Meister kennen gelernt haben, wissen Sie, was ich meine, wenn ich sage, dass Dervos Konzentration aufs Konkrete in engem Zusammenhang steht mit diesem Weltempfinden und nicht mit der Polizeiausbildung, den Kampf-

sportarten oder einer anderen Form der erworbenen Disziplin.

Ein *dundjer* ist ein Meister, der kein bestimmtes Handwerk gelernt hat, aber mit allen irgendwie zurechtkommt, weil seine Hände und sein Verstand nach Meisterart denken können (wenn Sie etwas von Platon oder auch Wittgensteins »Tractatus logico-philosophicus« gelesen haben, wissen Sie, was ich meine). Er hat keine offizielle Werkstatt, aber einen meist riesigen Raum voller gelegentlich erworbener Werkzeuge aller Art, den er seine Werkstatt nennt und der diesen Namen zweifellos verdient. In dem unübersichtlichen Werkzeughaufen werden Sie nicht alles finden, was Sie für ein offizielles Handwerk brauchen, aber sein Besitzer, unser *dundjer*, wird herausfischen, was er braucht, um jeden Schaden zu beheben, für den überhaupt ein Handwerk zuständig sein kann, das heißt für buchstäblich jeden Schaden, der irgendwo in einem Haus auftritt. Hinter dem Haus, unter einem improvisierten Dach oder im Keller hat ein echter *dundjer* einen ebenso Furcht erregenden Haufen von Rohren, Winkeln, Maschinenteilen, Brettern und Balken, Pflöcken und Resten von Dingen, die nichts mehr von dem Ganzen verraten, dem sie einmal angehörten, und so rudimentär sind, dass sie keinen eigenen Namen mehr haben, weshalb sie entweder Hepeck oder Hackenputz genannt werden.

Dieser Haufen aller nur erdenklichen Dinge, der für jeden normalen Menschen wie eine Müllsammlung aussieht, sagen wir, wie eine Sammlung Edelmüll, diesen Materialhaufen nennt der *dundjer* sein Lager und entnimmt ihm das, was er für jede erdenkliche Reparatur

benötigt. Einen *dundjer* rufen Sie, wenn Ihre Waschmaschine oder die Herdklappe defekt, wenn eine Wand feucht oder etwas vom Schrank abgebrochen ist, wenn Sie die Südwand Ihres Hauses mit Blech abdichten oder sich wegen der Heizung, eines schadhaften Dachs oder des Garagenanbaus an der Westwand des Hauses beraten wollen. Hingegen rufen Sie ihn niemals, wenn etwas neu gemacht werden muss, für solche Arbeiten engagiert man Handwerker, die einseitig und oberflächlich genug sind, um es zu wagen, die Schöpfung ex nihilo nachzuahmen. Ein *dundjer* kann keine Pläne zeichnen und nichts konstruieren, er fühlt sich nicht berufen, die Welt oder einen ihrer Bestandteile seiner Vision unterzuordnen, er empfindet sogar ein gewisses Unbehagen angesichts des maßlosen Ingenieurverstands, der sich in seinem Größenwahn an die Nachahmung des Schöpfers wagt. Ein *dundjer* kann nicht fachgemäß erklären, wie eine Maschine funktioniert, aber er versteht buchstäblich jede Maschine zu reparieren, die er einmal auseinandergenommen und angeschaut hat, solange sich an ihr noch etwas reparieren lässt. Er kann einen Tisch oder einen Schrank nicht bauen, aber er kann ihn reparieren und wird stets in seinem Lager passende Bretter dafür finden. Er kann nicht mauern und keine Rohre verlegen, aber er kann eine Mauer gegen Feuchtigkeit isolieren oder ein Loch in ihr verstopfen, er kann ein geplatzt Rohrwasserhahn austauschen oder einen tropfenden Wasserhahn in Ordnung bringen. Wenn Sie ihn rufen und ihm erklären, was Sie von ihm erwarten, stellt er viele Fragen, prüft und überlegt und räuspert sich, ernsthaft bemüht, Ihr Problem ganz konkret zu verstehen. Und wenn er sich räuspert, gehen Sie ruhig weg, er bemerkt Sie kaum noch,

denn er ist bereits ganz bei dem Problem, das er lösen soll. Auf dieses Problem, das heißt auf den Gegenstand, an dem der Schaden entstanden ist, auf die innere Logik des Gegenstands, aus dem sich die einzelnen Möglichkeiten ergeben, den Schaden zu beheben, darauf konzentriert er sich so vollkommen, dass er wohl wirklich irgendwann das Gefühl haben muss, sein Problem sei das einzige, das wirklich existiere, und er selbst gar nicht mehr vorhanden, nur noch als Folge des Problems und als Mittel, dieses Problem zu lösen. Er geht in seine Werkstatt, um die erforderlichen Werkzeuge zu holen, dann ins Lager, um aus jenem Furcht erregenden Haufen die notwendigen Teile auszusuchen, und dann kehrt er zu Ihnen zurück, um zu tun, worum Sie ihn gebeten haben.

Dervo hatte das Weltempfinden der alten Handwerksmeister, ihre Art des Denkens und Fühlens; in jedem Gespräch, egal zu welchem Thema, zeigte er jene übermenschliche Konzentration aufs Konkrete, die es diesen Meistern ermöglichte, tatsächlich alles in Ordnung zu bringen. Ich habe ihn nie danach gefragt, denn zu jener Zeit, als ich mit ihm sprechen konnte, kam mir dieser Vergleich nicht in den Sinn, aber ich bin fast sicher, dass Dervos Vater so ein Meister Allwissend war, einer von denen, die es früher gab, die es gelernt hatten, nach Meisterart zu denken und zu empfinden, um dann aufgrund dieses Wissens, dank ihrer Fähigkeit, ein Problem in seiner Konkretheit zu denken und zu begreifen, die Fragen einzelner Gewerke zu lösen. Ich möchte wetten, dass Dervos Vater so ein Meister Allwissend war, der seinen Sohn zur Polizei schicken musste, weil er am eigenen Leibe erfahren hatte, dass es für Universalisten